Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 3

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661611

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXVIII. Jahrgang | Zürich, 1. November 1934 | Heft 3

Die Toten.

Zum Allerseelentag.

Von meiner Mutter Hand fand ich den Spruch:
„Von Herzen trauern, heißt: im Sinn der Toten leben."
Im Sinn der Toten — — über diesem Wort
und seinem Widerschein nun die Gedanken schweben.

Ich seh ein Leben, reich an Mühn und Sorgen,
an Opfern reich und einer Güte ohnegleichen,
die alles überstrahlt, und die das Dunkel
durchdringt, daß alle Schatten müssen weichen.

Und über allem ragt die Kraft zu tragen,
mit Heiterkeit und Gleichmut, ohne je zu fragen:
warum nur sind gebunden meine Schwingen?

Vor mir liegt dieses Leben nun vollendet.
Der Toten Wort jedoch zu mir sich wendet:
in ihrem Sinn zu leben — wird mir's je gelingen?

Martha Ringier.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann. (Fortsetzung.)

„Das ist Gott versucht", stieß die Dorothee voller Entsetzen im Hintergrund aus.

„Bleibt doch wenigstens bis morgen hier. Dann könnt Ihr Euch in aller Ruhe das Girenmoos besehen. Morgen Abend kommt Ihr noch früh genug."

Chueri ließ sich nichts ausreden. „Wenn ich nicht schon am ersten Tag dem Fockli auf den Leib rücke, läßt er mich auch am zweiten nicht in Ruhe. Also laßt mich ziehen, und wenn er mit seinen Ketten zu laut rasselt, werd' ich ihm schon den Meister zeigen."

So eine Unerschrockenheit, so ein tollkühnes Wesen war Frau Zöbeli noch nie begegnet. Sie bewunderte den Alten und spürte zugleich eine Angst vor ihm aufsteigen. Was mußte er diese Nacht noch erleben! Ob er sie überhaupt überlebte? Sie würde nicht erstaunt sein, wenn er morgen nicht zum Vorschein käme und daläge wie das Gummer-Anneli, statt mit dem Hammer erschlagen, vom grauenvollen Spuk der Nacht so erschüttert, daß das Herz stehen blieb.

„Macht, was Ihr wollt", sagte der Chlefel. „Unser Ziegenbock ist gescheiter. Der würde um keinen Sack Salz mehr am Girenmoos vorbeigehen, geschweige denn eine zweite Nacht erleben, wie er sie hat durchmachen müssen."

Das Männlein aber lächelte nur und beharrte

auf seinem Entschluß. „Nur um zwei Dinge muß ich noch bitten," sagte er im Hinausgehen. „Statt eines Schlüssels brauche ich eine Axt, damit ich wenigstens ein paar Bretter wegschlagen kann, und sollte sich der Mond hinter den Wolken verkriechen, komme ich nicht aus ohne Laterne. Ich bringe Euch morgen alles wieder zurück."

Der Gubelbauer wies den Chlefel an, daß er ihm das Gewünschte herbeischaffe.

Frau Zöbeli schüttelte den Kopf. Ein seltsamer Druck hemmte ihr den Atem.

Dorothee gähnte und wickelte den Strumpf zusammen. Sie wünschte gute Nacht und verzog sich schleunigst in ihre Kammer.

Zöbeli öffnete ein Fenster. Das Unwetter hatte etwas nachgelassen. Es regnete noch immer; der Wind rauschte in den Bäumen. Drüben im Hüebli bellte der Prinz Baltissers.

Der Chlefel hatte den Gang durch den Stall beendet. In der Linken trug er die Axt, in der Rechten schwenkte er die Laterne. Beides übergab er dem alten Chueri und bemerkte so nebenbei: „Es ist mir schon lieber, Ihr geht heute statt meiner ins Girenmoos. Ihr kommt ohnedies zur dümmsten Zeit hin."

Von der Treppe aus schauten ihm alle nach, bis das schwankende Licht im Dunkel verschwunden war. Der Mond war hinter die Wolken getreten. Noch einmal rollte ein Donner in der Ferne. Ein seltsames Flackern flog über den Himmel. Zöbeli gebot Feierabend. Bald hörte man keinen Laut mehr im Gubel.

Der alte Chueri ging durch das schlafende Dorf. Der Weg war dunkel. Da und dort in einer Scheune rührte sich eine Kuh. Das Glöcklein einer Ziege rief. Ein Brett fiel. Und als er an der Kirche und am Kirchhof vorbei kam, hörte er ein Knacken in der Uhr, das vom Turme herunter geisterte. Ein paar Blechkränze klirrten im Winde. Es war nicht gemütlich. Rindlisbacher aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er schaute nicht nach links und nicht nach rechts und zog mit der Laterne davon, die auf den schwarzen Boden einen hellen Schein warf. Nun war er vollends aus den Häusern und hatte das freie Feld gewonnen. Weit und breit stand kein Bau mehr. Der nächste war die Hütte im Girenmoos. Aber er hatte noch ein tüchtiges Stück zu gehen, bis sie erreicht war. Es war gut, wenn er sein Ziel bald gewonnen hatte. Denn Stock, Felleisen, Axt und Laterne waren ein unbequemes Tragen, besonders das Felleisen drückte auf die Schulter, die heute schon vieles hatte aushalten müssen.

Nun stand das Männchen einen Augenblick still und setzte das Felleisen auf den Boden. Er lauschte in die Nacht. Nichts Verdächtiges war zu hören. Das eintönige Rauschen der Bäume störte ihn nicht. Aber nun war doch etwas gewesen. Es gab ein seltsames Kollern und Platschen. Chueri stutzte und griff nach seinem Gepäck. Dann faßte er sich und lachte sich selber aus. Er schwang seine Laterne und machte ein paar Schritte. Nun merkte er, er stand an einem Steinbruch. Natürlich, so war es gewesen. Ein Stein hatte sich in der Höhe gelöst und war in die Tiefe gerollt. Warum? So mitten in der Nacht? — Auch das war nichts Außergewöhnliches. Es hatte lange Zeit geregnet, dann kam der Wind, der hatte zusammen mit dem Wasser das Erdreich gelockert. Wie hatte er sich nur dumme Gedanken machen können! Er ging weiter und schritt tüchtig voran. Er hatte sich etwas ausgeruht. Jetzt mußte das Girenmoos bald erreicht sein. Aber man sah von dem Hüttlein noch nichts. Da wurde es auf einmal taghell. Ein Wetterschein erleuchtete die ganze Gegend. Alsobald war sie wieder ins tiefste Dunkel gehüllt. Nun wußte der alte Chueri, wo er stand. In ein paar Minuten mußte er an seinem Ziele angelangt sein. Er ließ die Richtung nicht mehr aus den Augen und horchte gespannt in die Nacht. Seine Tritte gaben einen seltsamen Widerhall. Da erinnerte er sich: unterhalb des Girenmooses dehnte sich ein tiefes Torffeld. Dahinter folgte ein dichter Waldrand. Hier mußten die Töne zurückgeworfen werden. „Halloh! Juhuhuhui!" jauchzte das Männlein. „Halloh! Juhuhuhui!" kam das Echo zurück, etwas leiser zwar und um einen Grad verändert. Aber auch das war nichts Besonderes. Schon oft hatte er ähnliche Erscheinungen wahrgenommen.

Noch einmal schwang er seine Laterne, und nun merkte er, daß er in ein paar Schritten das Girenmoos erreicht hatte. Er wollte nicht zögern und machte sich gleich an die Arbeit. Er ging einmal um die Scheune herum. Da setzte ein Windstoß ein. Ein mächtiges Rauschen wogte vom Walde hernieder. Und plötzlich war es stockfinster. Der unverhoffte Luft hatte Chueri die Laterne ausgeblasen.

Oder war es schon der Fockli-Peter, der sich meldete und sich wehrte, daß da jemand von seiner Behausung Besitz ergreifen wollte?

Dummes Zeug! Es war der Sturm gewesen!

Zum Glück hatte sich Chueri mit einem Schächtelchen Streichhölzer versehen. Er trug es immer mit. Für alle Fälle. Wenn es ihm in den Sinn kam, ein Pfeiflein anzuzünden, mußte er doch Feuer haben. Er ging um die Ecke des Häuschens und stellte sich hinter den Wind. Hier gelang es ihm, die Laterne wieder in Stand zu stellen. Nun legte er seine Siebensachen auf den Boden und nahm die Axt zur Hand. Er schwang sie kühn durch die Luft und näherte sich der Tür. Wo er am Abend noch bei Tageshelle versucht hatte, ein Brett wegzureißen, schlug er nun zu, daß Späne flogen. Hohl tönte es durch die Scheune. Und noch ein paarmal führte Chueri tüchtige Hiebe. Das Brett wollte nicht weichen. Als ob jemand von innen es festhielte, so unbeweglich saß es über dem Tenntor. Aber jetzt hatte sich etwas gerührt. Wie ein Flügelrauschen, wie ein behendes Huschen über Treppen, ein dumpfer Fall. Was war das gewesen? Der Alte wurde nicht klug. Er lauschte und hielt den Atem an. Vom Dorfe her viertelte die Glocke. Drei Mal! Bald war es zwölf Uhr! Mitternacht! Die Geisterstunde! Wenn es dem Fockli-Peter ernst war, dann mußte er sich künden.

Und wieder hämmerte Chueri Rindlisbacher. Es gelang ihm, mit der Schneidseite der Axt in eine Spalte zu dringen, nun zwängte er hin und her, die eingerosteteten Nägel ächzten. Immer breiter wurde die Öffnung. Noch ein tüchtiger Schlag und Riß, das Brett fiel auf den Boden. Der Alte lächelte vor sich hin. Er kam sich recht sonderbar vor. Um diese Zeit hatte er noch nie solche Arbeit verrichtet. Aber was lief einem nicht alles in die Hände, bis man den Lebensweg zu Ende gegangen war!

Nun kam das zweite Brett an die Reihe. Noch mehr als beim ersten erschienen hier die Nägel für alle Ewigkeit eingetrieben zu sein. Damals, als die Girenmoos-Hütte unter Beihülfe des Kapuziners vernagelt worden war, hatte wohl niemand daran gedacht, daß die Laden wieder einmal weggezwängt würden, noch gar, daß einer sich vermessen würde, hier Wohnung zu nehmen.

Das alte Männlein arbeitete unverdrossen weiter. Von Zeit zu Zeit schnaufte es aus und stützte sich auf die Axt. In eine dieser Pausen hinein schlug es vom Turme von Oberwiesen Mitternacht. Einen Herzschlag lang stockte Chueri der Atem. Jetzt mußte etwas geschehen, wenn überhaupt etwas geschah. Der Sturm heulte.

Eine Kette rasselte.

Eine Kette!

Chueri Rindlisbacher sprach ein Vaterunser. Er hatte es schon lange nicht mehr getan. Aber jetzt sprangen ihm unwillkürlich die heiligen Worte über die Lippen. Wenn etwas ihn schützen konnte, waren es die großen Bitten des Heilandes. Sie schienen auch ihre Wunderwirkung zu tun. Denn es war wieder mäuschenstill. Chueri getraute sich nicht, den Arm zu heben und zu einem neuen Schlage auszuholen. Er mußte noch einen Augenblick zuwarten.

Irgendwo in einem Stalle brüllte eine Kuh.

Ein Hund bellte.

Und wieder eine Weile rührte sich keine Seele. Da nahm sich Chueri ein Herz, hämmerte zu und polterte und riß und grampolte, und dazwischen wiederholte er Spruch um Spruch des Gebetes.

„Vergib uns unsere Schulden!"

Als ob eine Kette über einen Holzboden geschleift würde, tönte es wieder von innen.

„Wie auch wir vergeben unsern Schuldnern."

Das seltsame Schüttern und Schleifen war verstummt. Aber nun fauchte etwas und pfiff und fauchte und nagte.

Was war denn das?

„Führe uns nicht in Versuchung!"

Jetzt klirrte etwas, als ob eine Sense an den Boden gefallen wäre.

Chueri Rindlisbacher biß auf die Zähne. Mehr stammelnd als deutlich, mit der Inbrunst seines ganzen Herzens betete er: „Erlöse uns von dem Bösen!"

Er fuhr sich über die Stirne. Sie war ganz naß. Es wehte doch ein frischer Wind. Der Sommer war vorbei. Kein Wunder, wenn man solches hörte! Aber jetzt hatte sich schon eine lange Weile nichts mehr gemeldet.

Oder war sie ihm nur lange vorgekommen?

Er faßte sich wieder, und die ruhigen Gedanken kehrten zu ihm zurück. Es war überhaupt nichts gewesen. Vielleicht hatte er's nur geglaubt. Er hatte sich selber genarrt, und von dem Fockli-Peter war keine Spur.

Wie machte er sich vor den Gubelleuten lächerlich, wenn er seinen Plan aufgäbe und wieder ins Dorf zurückkehrte! Der Chlefel hätte eine Freude, und Frau Zöbeli käme auf ihn zu: Hab' ich's Euch nicht gesagt? Aber Ihr

wolltet's besser wissen! Was ist Euch geschehen? Was habt Ihr gesehen und gehört?

Dummes Zeug! Gesehen hatte er überhaupt nichts, und das Gehörte? Jetzt war es vorbei. Er hielt die Rechte ans Ohr und lauschte in die Nacht.

Nichts als ein paar Stöße des Windes!

Der war es gewesen, der ihm die Laterne ausgeblasen hatte.

Wo nähme ein Geist den Atem her, ihm einen solchen Streich zu spielen?

Der Fockli-Peter, der lebte überhaupt nur in der Einbildung der Oberwieser Leute. Chueri redete sich diese Meinung immer wieder ein, so oft und so fest, bis sie beinahe zu seiner festen Überzeugung wurde. Und doch glomm noch ein winziges Fünklein des Zweifels in ihm. Was wissen wir von den Geistern? Was wissen wir von Himmel und Hölle? Was wissen wir überhaupt? Auch die Gelehrten sollen in diesem Punkte noch nicht eins geworden sein, und die müßten es wissen.

Chueri Rindlisbacher war wieder ganz nüchtern geworden. Er sagte sich: Das Hüttlein im Girenmoos ist eines wie jedes andere. Es besteht aus Mauern und Brettern und Balken, aus Treppen und Decken und Böden, aber jetzt ist es leer. Keine Seele wohnt darin. Nicht einmal der Fockli-Peter!

So schwang er die Axt aufs neue und schraubte den Docht etwas höher.

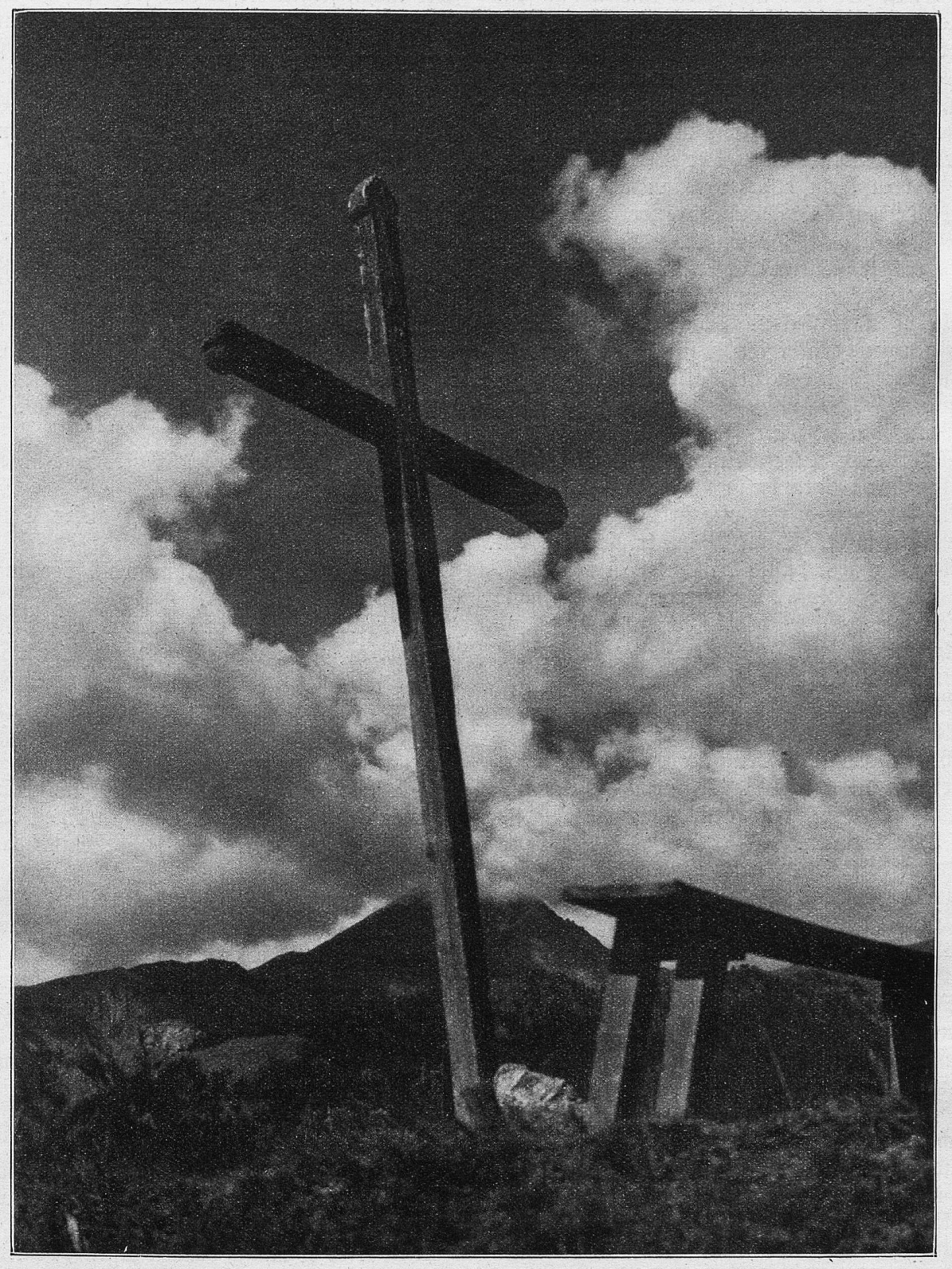
Nach ein paar Schlägen sprang die Türe auf. Eine Moderluft wehte Chueri entgegen, ein seltsamer, ungemütlicher Geruch von etwas, das er sich nicht erklären konnte. Aber sonst war nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Der Alte nahm die Laterne zur Hand und machte behutsam einen Gang durch den ganzen Bau. Nur Schritt für Schritt drang er vor, er guckte gespannt um sich, und seine Lippen murmelten unaufhörlich das Vaterunser. So kam er ins Tenn, in den Stall, in einen Schopf. Irgendwo drückte er eine Türe auf. Jetzt stand er in einem engen Gang, und wieder erblickte er die Falle einer Türe. Er drückte sie nieder, öffnete sie und zündete sachte voraus mit seinem Licht. Ei der Tausend! Das war ja ein heimeliges Stübchen mit Ofen und Ofenbänklein, und dort in der Ecke stand noch ein Ruhbett mit einem farbigen, freilich arg durchlöcherten Überzug. Chueri setzte sich drauf. Da fiel es aus den Fugen, er saß am Boden und taumelte rückwärts. Beinahe wäre das Glas der Laterne in Splitter gegangen. Vorsichtig richtete er sich wieder empor und tastete ringsum.

Wenn ihm der Fockli-Peter nun doch einen Streich gespielt hätte!? Er hatte ihn ins Stübchen kommen lassen und ihn hier zu Boden geworfen. Doch nein! Er hätte sich ja gar nicht auf dieses Lotterbett zu setzen brauchen. Ganz selber schuld war er, daß er gefallen war.

Weiter, weiter! Er hatte den Rundgang im Girenmooshüttlein noch nicht beendet. Jetzt betrat er einen Raum, der einmal die Küche gewesen sein mußte. Da war der Herd, dort lag noch eine uralte Pfanne, eine Gabel, ein Löffel, das war das ganze Inventar. Wenn er hier wohnen bleiben wollte, mußte er wohl manches herbeischaffen. Aber die Bauern von Oberwiesen liehen und schenkten ihm hoffentlich allerhand, wenn er sich Mühe gab und tüchtig arbeitete.

Unversehens hatte er den Gang wieder erreicht. Eine Treppe führte ins obere Stockwerk. Ob er sich getrauen durfte, auf die Stufen zu treten? Wenn auch sie aus den Fugen gingen! Dann könnte er sich freilich das Genick brechen, und er würde liegenbleiben, allein wie das Gummer-Anneli. Das wär freilich ein übler Streich des Fockli-Peter! Doch nein, er wollte wenigstens einen Versuch machen und schauen, ob die Bretter ihn trugen. Behutsam trat er auf, erst mit dem rechten Fuß, dann mit dem linken. Nun stand er mit dem ganzen Körpergewicht auf der ersten Stufe. Sie knackte, aber sie gab nicht nach. Das machte ihm Mut, noch einen Tritt zu tun, und als auch dieser gelang, stieg er beherzt hinauf und hielt sich am Geländer fest. Nun war er oben. Eine Türe stand offen. Sie führte in ein kleines Kämmerlein. Hier fand er ein Bett, ein Tischchen mit drei Beinen, einen umgeworfenen Stuhl, ein Glas lag in Splittern am Boden, die Scherbe eines Spiegels gab einen geheimnisvollen Schein. Nun kam Chueri in den Sinn, wie der Gubelbauer ihm vom Gummer-Anneli erzählt hatte. Gewiß war hier der furchtbare Mord geschehen. Das arme Weiblein!

Das Männlein ließ sich nicht lange Zeit. Es dachte bloß: auch dieses Kämmerlein ließe sich herrichten. Zufrieden stoffelte er wieder die Treppe hinunter und trat nun viel beherzter auf, da der Fockli-Peter sich nicht mehr gerührt hatte. Ob er eingeschüchtert war? Ob ihn das Vaterunser in Bann geschlagen hatte? Die Hauptsache: er ließ ihn in Ruhe.



Am Kreuzberg. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

Der alte Chueri tastete sich wieder hinaus in den Stall. Er trat ins Freie und nahm sein Felleisen mit seinen Siebensachen zu sich. In einer Ecke, wo der Wind am wenigsten hineinblies, machte er sich ein Nest und bettete sich ins Heu, das er sich zusammengesucht hatte.

Jetzt erst merkte er, wie müde er war. Die Glieder taten ihm weh. Der Rücken schmerzte. Im rechten Arm rissen und zuckten die Muskeln. Er war es nicht mehr gewohnt, mit der Axt so zuzuhauen. Schon lange hatte er keine solche Arbeit mehr verrichtet.

Auch die Augen vermochte er nur noch mit Mühe offen zu halten. Es war ein strenger Tag gewesen, den er hinter sich hatte. Und bis lange über Mitternacht hatte er sich ausgedehnt.

Wenn ihm jetzt der Fockli-Peter nur die so wohl verdiente Ruhe gönnte!

Chueri Rindlisbacher löschte die Laterne, machte ein Kreuz über sich und betete noch einmal das Vaterunser. Dann rollte er sich wie ein Igel zusammen, hüllte den Kopf in den Rock, daß ihn die Halme nicht kitzelten und versuchte zu schlafen.

Noch einige Zeit lauschte er in die Nacht. Die Bäume rauschten leise. Der Regen hatte aufgehört. Im Girenmoos wurde es totenstill. — —

Es war am frühen Morgen. Im Gubel erwachte das Leben. Zöbeli und der Chlefel waren die ersten, die durchs Haus gingen. Die Dämmerung hatte erst begonnen. Man mußte noch das Licht brennen.

Kaum hatten sie einander guten Tag gesagt, fragte der Knecht: „Was hat wohl der Alte von gestern in der Girenmooshütte für eine Nacht gehabt?"

„Es nimmt mich auch Wunder."

Sie leerten miteinander ein Gläslein Gebranntes und gingen hinüber in den Stall. Sie nahmen ihre alltägliche Arbeit auf, rüsteten Futter, schnitten Häckerling. Chlefel hantierte bei den Kühen. Er putzte die Brücke, legte ihnen frisches Stroh unter und nahm den Strigel zur Hand. Während er seinen Tieren in festen Zügen über den Rücken fuhr und die rauhe Bürste ausklopfte, pfiff er ein Liedchen. Aber er war nicht recht dabei. Seine Gedanken waren mit dem alten Chueri beschäftigt. Eine Tollkühnheit war's, sich mutterseelenallein und um die unheimlichste Zeit in die verhexte Scheuer zu wagen. Der wird ein paar ungemütliche und bange Stunden erlebt haben!

Jetzt begannen die Bauern zu melken. Ein jeder nahm seinen Kessel und setzte sich zu einer Kuh. Geredet wurde nicht viel. Es gab lange Pausen. Aber wenn ein Wort fiel, zeigte es sich, daß Bauer und Knecht über den Chueri spintisierten.

„Wird er sich wohl heute bei uns zeigen?" fragte Zöbeli.

„Er hat versprochen, uns die Laterne und die Axt heute Morgen wieder zu bringen."

„Ob er kommt, das ist eine andere Sache."

„Wir können beides nicht entbehren."

„Wenn er nicht käme, müßte halt einer die Laterne holen."

„Hoffentlich ich nicht!" brummte Chlefel und ließ den Strahl der Milch ins Kessen sausen.

„Ist's denn so unheimlich gewesen, wie Du den Geißbock geholt hast?"

„Wenn ich nur dran denke, bekomme ich eine Hühnerhaut."

„Ein sonderbarer Heiliger ist dieser Chueri eineweg", meinte Zöbeli.

„Die Heiligkeit wird ihm wohl vergangen sein", spottete der Knecht.

Da waren sie fertig mit melken. Der Chlefel schlüpfte in die Riemen der schweren Tanse und machte sich auf den Weg in die Sennerei. Behutsam stapfte er davon. Es war kein weiter Gang. Inzwischen war der Tag angebrochen. Von allen Scheunen strebten die Bauern der „Hütte" zu. Auch ein paar Frauen und Mägde mischten sich unter sie. Sie trugen einen Topf oder ein Kesselchen, um die frische Milch darin nach Hause zu tragen.

Die Sennhütte war ein kurzweiliger Treffpunkt. Schon in aller Frühe wurde hier verhandelt, was Neues in der Gemarkung des Dorfes und in der nähern Umgebung vorgefallen war. Von hier, wenn die Leute nach Hause gingen, verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer von Hof zu Hof, von Stube zu Stube.

Heute streckten sie besonders neugierig die Köpfe zusammen. Der Chlefel hatte etwas Unglaubliches berichtet. Es hatte gestern einer seit langen Jahren wieder im Girenmoos genächtigt und dachte daran, dort überhaupt Quartier zu nehmen.

„Das wird er hübsch bleiben lassen", bemerkte des Schuppenhansen Frau, die Döde, ein altes Reibeisen, die mit unglaublicher Fertigkeit immer von allen Dingen die Kehr- oder Schattenseite herauszuspüren bestrebt war. Ihr glatt auf den Kopf gestrichenes Haar spielte schon

deutlich ins Graue, während ihre Augen und ihr Mundwerk in jugendlicher Lebendigkeit auf alle Sensationen Jagd machten, die irgendwie etwas Abwechslung in das ruhige Oberwiesen brachten. Die Neuigkeiten, die sie gierig auffischte, wie ein Frosch nach einer jungen Mücke schnappt, brauchten nicht einmal viel Unerhörtes an sich zu haben. Sie verstand es mit vollendeter Kunst, sie mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen, aufzubauschen, aufzudonnern und ins rechte Licht zu setzen. So machten denn die Ereignisse von Brunnen zu Brunnen die Runde, und wenn sie bei der letzten, strudelnden Röhre angelangt waren, hatte sich die Schneeflocke zur Lawine verwandelt, der Regentropfen zur Sündflut, die die ganze Welt fortzuschwemmen drohte.

Das war die Döde des Schuppenhans, der selber ein Stiller im Lande war und als Schreiner und Wagner den Oberwiesern ihre Tische und Betten zimmerte und daneben auch ihre Leiterwagen und Mistbennen flickte, wenn irgendwo ein Schaden sich bemerkbar machte. Er selber hielt es fleißig mit Zange und Hobel und Hammer, indessen seine Frau viel außerhaus war und zu seinem großen Mißvergnügen wie eine laufende Schuld manche gemütliche Stunde mit ihren schneidenden Worten verheerte.

Auf die Mühle dieser Döde hatte soeben der Chlefel diesen Morgen in der Sennerei ein gutes Wässerlein gelenkt. Sie griff den Bericht des Knechtes mit einem Feuer auf, das bereits nach allen Richtungen züngelte. Mit glühenden Wangen streckte sie ihren rot und weiß gestreiften Milchhafen unter das Maß des Sennen und brannte vor Ungeduld, nach Hause zu ziehen und darauf die Runde im Dorfe zu machen.

Zwischen neun und zehn Uhr war schon ganz Oberwiesen auf dem laufenden. Die volle Aufmerksamkeit war wieder auf die vernagelte Hütte im Girenmoos gelenkt. Allerlei Meinungen wurden laut. Am meisten wunderte man sich über die kühne Verblendung des Alten, der offenbar gar keine Ahnung hatte, in welche Höhle er sich begeben. Aber, was trug es ab, jetzt schon solches zu reden? Es wußte ja noch niemand, wie der Fremde die Nacht überstanden hatte.

„Er lebt gewiß nicht mehr", beteuerte die aufgeregte Döde. „Wie könnte es auch anders sein! Ich habe ihn wenigstens noch nicht in den Gubel gehen sehen, und der Brotchuetli, der am Girenmoos vorbeifahren mußte, hat kein Geräuschlein vernommen. Ich habe ihn schon gefragt. Der Fockli-Peter wird ihn schon zwischen die Zangen geklemmt und ihm kein lustiges Liedlein gesungen haben."

Des Schuppenhansen Frau hatte, seitdem sie von der Geschichte wußte, die Zugänge zum Gubelheimwesen nie aus den Augen gelassen. Und sie hatte recht, Chueri Rindlisbacher hatte sich noch nirgends gezeigt.

Aber gegen zehn Uhr trottete er gemütlich daher und schien keine Eile zu haben. In der Linken schwenkte er die Axt, in der Rechten die ausgedrehte Laterne. Wo er an einem Hause vorbeikam, guckte man ihm nach. Die Frauen in den Stuben zogen die Vorhänge zurück. Die Döde aber stellte sich keck und stramm an den Weg und ließ das Männchen an sich vorbeiziehen. Sie wünschte ihm einen guten Tag, suchte ihn mit einem Worte darüber hinaus aufzuhalten und erkundigte sich nach dem Wetter.

Aber Chueri zog seines Weges und ging nicht in die Falle. Das verdroß die Schuppenhansin. Sie war es nicht gewohnt, daß ihr ein Opfer entging. Als er ihr längst den Rücken gekehrt hatte, schimpfte sie ihm drohend nach: „Wart nur, du humpelndes Donnerwetterlein, ich werde dich schon lehren, nach meiner Geige zu tanzen."

Damit war er bereits im Gange des Gubels verschwunden. Frau Zöbeli hielt sich in der Küche auf. Die Dorothee putzte die Fenster in der Stube. Als die Türe ging, fuhren beide Frauen zusammen. Die Gubelbäuerin, die schon lange „gepaßt" hatte, machte sich eilig herbei.

Chueri begrüßte sie freundlich.

Es fiel ihnen auf, daß er gar nichts Besonderes an sich hatte. Er schien auch die Nacht ohne Schaden überstanden zu haben. Er sah wenigstens ganz gut aus und machte beinahe ein vergnügtes Gesicht.

„Da hätt' ich die Axt und die Laterne, und eineweg vielen Dank", sagte er und setzte die beiden Stücke neben sich auf den Boden.

„Und?" maß ihn die Gubelbäuerin mit ungeduldigen Blicken.

Chueri Rindlisbacher setzte sich auf den nächsten Stuhl und tat, als ob er studierte. Es dauerte eine gute Weile, bis er zum Reden sich bequemte.

Die Dorothee stach die Neugier wie mit Nadeln. „Habt Ihr jetzt den Fockli-Peter kennen gelernt?"

Das Männchen verzog den Mund zu einem undurchdringlichen Lächeln. Und wieder, nach-

dem ein paar stille Augenblicke verstrichen waren, sagte er in eigenartigem Ton: „Wir sind gute Freunde geworden. Ich habe wenigstens, als ich mein Nest gemacht hatte, ausgezeichnet geschlafen. Sonst wär' ich schon früher gekommen."

Jetzt sperrte Frau Zöbeli Mund und Augen auf. Nein, an so etwas hätte sie nie gedacht. Eher hätte sie es für möglich gehalten, daß der Fockli-Peter ihn zu Pulver verstampfte, und jetzt erzählte er lächelnd: sie seien gute Freunde geworden. Nein, das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Dem Ziegenbock hat's auf's Gemüt geschlagen, daß er drei Tage lang kein Büschel Gras anrührte.

„Und jetzt? Ihr habt gewiß noch gar nichts zu Morgen gegessen. Wollt Ihr etwas Kaffee und Brot?"

„Gerne, gerne!" nickte das Männlein.

Dorothee ging in die Küche und rüstete ein währschaftes Frühstück. Bald setzte sie es ihm auf den Tisch, aufgewärmten Kaffee und Milch, und auch etwas geröstete Kartoffeln, die übrig geblieben waren.

Chueri aß mit gutem Appetit. Als er mit einem ausgiebigen Stück Brot zu Ende war, rückte ihm die Bäuerin den Laib näher. Da schnitt er sich ein zweites herunter und räumte daneben auf mit den Kartoffeln.

Als er am besten dran war, trat Zöbeli ein. Und der Chlesel, der im Stalle drüben gemerkt hatte, wer angerückt war, machte sich auch herbei. Auf einmal stand er breit, die Hände in den Hosentaschen, unter der Türe und hoffte von der Erzählung Chueris noch allerlei zu erwischen.

Aber das Männlein war einsilbig. Es sagte von sich aus nicht viel. Frau Zöbeli mußte alles aus ihm herausholen. Eine Frage löste die andere ab. Auch die Dorothee warf gelegentlich eine dazwischen.

Am liebsten begnügte sich der Chueri mit einem einsilbigen Ja oder Nein. Daneben aber vertilgte er mit sichtlichem Behagen sein Essen und wischte sich erst den Mund mit dem Ärmel, als er mit den Kartoffeln gründlich aufgeräumt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sternenstrom.

Schwarz und stumm die Stromesfluten,
Himmelsdom in blauer Pracht!
Sternlein, die am Tage ruhten,
Sind zum Reigen aufgewacht.
Unermessne Weltallräume
Füllt ihr magisch Zauberlicht,
Goldenheller strahlt der Träume
Göttlich Märchenwunder nicht.

Abgeblendet die Laternen,
Furcht der Dampfer leicht die Flut,
Unerforschte Stromesfernen
Spiegeln Himmelsfunkelglut.
Oben, unten, rings im Kreise
Schweben Leuchten, gottentfacht.
Wir auch gleiten geisterleise
Durch die sternerfüllte Nacht.

Jacob Heß.

Eine Reise in den Süden.

Von Ernst Eschmann. (Schluß.)

Nach erquickendem Schlaf sagte uns die Sonne guten Tag. So erwachte die Reiselust unbändig, an den Comer See zu fahren. Es braucht kaum eine halbe Stunde, hat man ihn schon erreicht. Jetzt rollt ein neuer Film. Man kann sich wohl kaum etwas Schöneres denken, als das lange, sich über 80 Kilometer hinziehende Ufer der Westseite im Auto bis nach Como abzufahren. Die Straße ist in bester Ordnung. Man kommt rasch und ohne Hindernisse vorwärts. Was da an Schönheit beisammen ist: das spiegelnde Wasser, die steilen Ufer, der Blick an den jenseitigen Hang. Und diesseits ein Herrschaftssitz nach dem andern. Ein jeder ist von einem weiten und gepflegten Garten umgeben. Der Baumbestand ist berückend. Südliche Vegetation. Aus einem grünen Nadel- und Blätterdickicht streben die dunkeln Zypressen zum blauen Himmel. In der Architektur herrscht Freiheit. Blühende Phantasie waltet vor. Etliche Paläste dürften als beste Muster reinster italienischer Stilbauten gelten. Es sind auch solche darunter, die sich im Spielerischen verlieren. Fast alle Villen gehören früheren Bauperioden an. Baugespanne entdeckt man nicht. Es fände sich auch kaum mehr der nötige Platz. Dorf reiht sich an Dorf, und von einem zum andern hört das Leben kaum auf. Immer